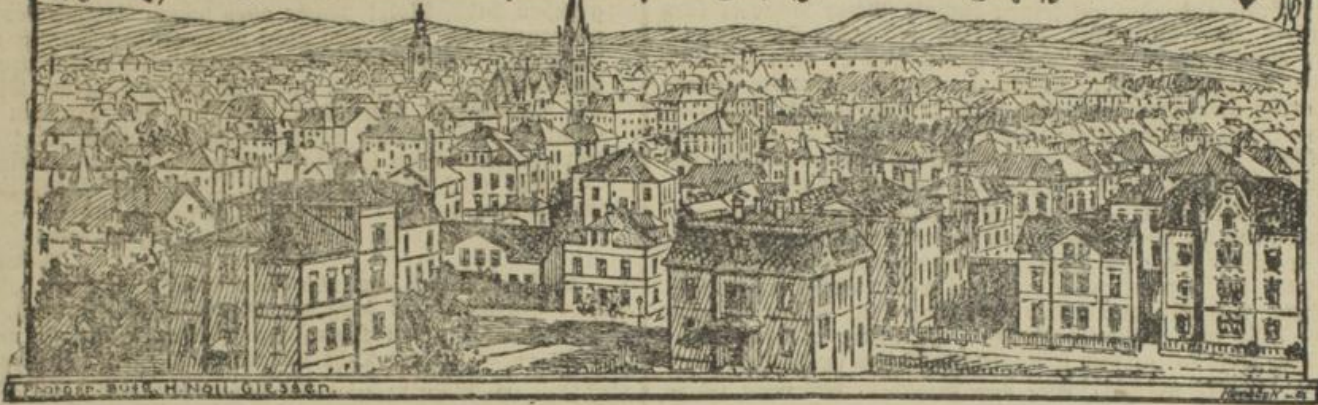


# Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Ein Frühlingstraum.

Roman von Fr. Lehne.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Wolf schweig einen Augenblick, ehe er mit müder Stimme sagte — „Wie das gekommen ist? Man muß doch als vernünftiger Mensch mal daran denken, einen Hausstand zu gründen — und schließlich sehnt man sich doch nach einem eigenen Heim!“

„— Und da sind Sie in der Wahl einer für Sie passenden Lebensgefährtin just auf Fräulein Ulrich verfallen? In der Tat — Wölfschen, halten Sie es mir zu gute — es ist wahre innige Teilnahme, nicht müßige Neugierde, die aus mir spricht — na kurz, eine Frage — Ihre Liebe war es doch nie — es war wohl mehr Mäß? Seien Sie offen gegen mich, hatten wohl Schulden, hm?“ fragte Strachwitz in herzlichem Ton.

„Ich wußte mir nicht anders zu helfen,“ murmelte Wolf mit halberstickter Stimme.

„Aber Mensch — waren Sie denn des Kredits? Mein Kredit ist doch auch der Ihre —“ rief Strachwitz erregt aus — „haben Sie denn gar nicht an Ihren Freund gedacht?“

„Das habe ich! Habe sogar darauf gefußt — hat mir aber nichts genützt — sie wollten mich — mich! Ditley, wenn ich Ihnen etwas wert bin, dann fragen Sie mich nie wieder darnach! — Eigentlich habe ich gar keinen Grund, mich zu beklagen; was will ich mehr? Meine Braut ist schön, reich —“ fügte er in verändertem, lustig klingendem Tone hinzu.

Aufmerksam schaute Strachwitz seinen Kameraden an; dann sagte er kopfschüttelnd: „Wissen Sie, Wölfschen, Sie gefallen mir gar nicht! Ich kann Ihnen nicht in dem landläufigen Sinne gratulieren — — aber Glück im Sinne des Wortes wünsche ich Ihnen von ganzem Herzen.“ Und mit bekümmelter Miene schüttelte er ihm die Hand. —

„Sagen Sie, wie sind Sie denn mit dem kleinen Mädchen auseinander gekommen? Sie weiß doch sicherlich auch davon!“

Aufgeregt durchmaß Wolf das Zimmer. „Strachwitz, daß Sie mich danach fragen! Dieses Mädchen — o dieses Mädchen — Sie wissen ja, wie teuer sie mir war — und dann so an mir zu handeln —“ in hastigen Worten erzählte er dem Freunde die Begebenheit auf dem Friedhof — „und auf Marys Treue hätte ich Häuser gebaut!“

„Weil der Schein gegen sie war, verloben Sie sich Hals über Kopf mit einer andern, ohne dem armen Mädchen Gelegenheit zur Rechtfertigung zu geben? Wolf, Wolf, das hätte ich nicht von Ihnen gedacht — ein Mädchen wie Mary Winters lügt nicht — ich wäre sofort zu ihr geeilt und hätte Aufklärung verlangt.“

„Strachwitz, ich kenne Sie nicht wieder! Jetzt reden Sie so warm für Mary, während Sie mich früher nicht genug

warnen konnten vor ihr? — Jetzt haben Sie mehr Zutrauen zu ihr, als ich selbst zu dem Liebsten, was ich besaß — gerade, als ob Sie wüßten, daß sie schuldlos ist! Spricht denn aber nicht alles von ihrer Untreue? Sie schreibt mir ab und ist doch am selben Ort mit einem andern?“

„Und könnte dieser andere nicht ein Verwandter, vielleicht gar — ein Bruder sein?“ fragte Strachwitz bedeutungsvoll. Aufgeregt sprang Wolf auf.

„Das ist unmöglich,“ rief er aus, „sie hat mir nie gesagt, daß sie einen Bruder hat!“

„— Vielleicht hat sie Grund, sich seiner zu schämen —?“

„Mensch, spannen Sie mich doch nicht auf die Folter; Sie wissen etwas, haben Sie doch Mitleid, sagen Sie —“ und aufs höchste erregt faßte Wolf den Freund heftig am Arm.

„Erst seien Sie ganz ruhig! So — Wolfsburg — vernünftig sein! Also, die Kleine hat Ihnen nur wenig über ihre Familie gesagt, was aber alles seine Wichtigkeit hat! — Aus leicht begreiflichen Gründen hat sie Ihnen aber verschwiegen, daß sie einen Bruder besitzt, der ein sehr gut veranlagter, aber leichtsinniger Mensch ist! Er hat anfangs Medizin studiert, dann hat er umgesattelt, weil ihm dieses Studium nicht behagte, und so wurde er Kaufmann. In dem Geschäft, das ihn angestellt hatte, unterschlug er eine Summe Geldes, wofür er zwei Jahre im Gefängnis sitzen mußte! Jetzt ist er Clown in einem Zirkus in H. Da begreifen Sie wohl leicht, daß das arme Mädchen sich geschämt hat, Ihnen das zu sagen!“

„Und das ist alles wahr, wirklich wahr?“ fragte Wolf mit tonloser Stimme. Dann nahm er Marys Brief unter dem Buche hervor, „hier — vorhin kurz, ehe Sie erschienen, bekam ich diesen Brief — ich habe ihn noch nicht gelesen!“

„Dann tun Sie es jetzt und zögern nicht länger!“

Wolf drehte den Brief in der Hand; dann schüttelte er den Kopf — „erst sagen Sie mir, woher Sie das alles so genau wissen — sie hat Ihnen wohl aufgetragen, mir das zu erzählen, Sie gebeten, ein gut Wort für sie einzulegen?“

„Sie sind nicht geistig, Wolfsburg,“ sagte Strachwitz ärgerlich, „Sie sollten sich schämen! Ganz genau wissen Sie doch, daß ich soeben erst aus H. gekommen bin! Also, mit meinem Vetter besuchte ich gestern Abend den Zirkus K., der sich dort aufhält, und wir besichtigten natürlich auch den Marshall. Dort fiel mir ein junger, ungewöhnlich hübscher Mensch auf, dessen Gesicht mich sofort an die kleine Winters erinnerte. Er interessierte mich und ich wußte mich ihm zu nähern; es war nicht schwer, da er mit einer kleinen allerliebsten Ballettratte riesig vergnügt plauderte. Sie kennen mich ja, Wölfschen, ich erfuhr bald von den beiden, was ich wissen wollte — die Kleine machte gar kein Hehl aus seiner Vergangenheit und renommierte mit seiner Herkunft — der süße Boy wäre mit einem der ersten russischen Fürstengeschlechter mütterlicherseits verwandt usw., kurz, ich kannte jene Angabe schon von Ihnen her —

natürlich kombinierte ich und zog nähere Erkundigungen ein, in dem Gedanken an Sie."

Während Strachwitz sprach, saß Wolf da, den Kopf in die Hand gestützt und vor sich hinstarrend — es machte fast den Eindruck, als hörte er nichts. „Wölschen, wollen Sie nicht jetzt endlich den Brief lesen?“ mahnte Strachwitz. „Uebrigens muß ich gehen, habe gar keine Zeit; ich wollte nur nach Ihnen sehen.“

„Wenn das alles wahr ist, wie habe ich da meinen Viebling gekränkt,“ sagte Wolf mit leiser Stimme. Er öffnete den Brief und überflog seinen Inhalt. Dann lachte er kurz auf — „hier, Strachwitz, lesen Sie, und sehen Sie, was ich für ein schlechter Kerl bin!“ Damit gab er dem Freunde das Briefblatt, dessen Schrift durch Tränen Spuren schwer leserlich geworden war, und warf den Kopf auf die Arme, wobei ein mühsam unterdrücktes Schluchzen-seinen Körper erschütterte. Strachwitz las und blickte dann mitleidig auf ihn; zärtlich strich er über Wolfs lockiges Haar.

„Armer Kerl — es geht jedem im Leben etwas quer; suchen Sie zu überwinden, und nehmen Sie die Sache nicht so tragisch,“ sagte er. „Jetzt muß ich aber gehen — vielleicht komme ich nachher noch mal mit vor.“ Er ging, weil er wußte, daß für den geliebten Kameraden Alleinsein jetzt das Beste war. „Armer Junge,“ murmelte er beim Fortgehen, „wie tut er mir leid! Also auch das noch! Hab mir's doch beinahe gedacht! Und das Mädchen, wie wird sie es überwinden? Weiß der Kuckuck, warum ich sie auch so gern haben muß!“

Wolf hatte kaum gehört, daß Strachwitz gegangen war; er lag noch immer so da. Endlich richtete er sich auf. Er griff wieder nach dem Briefe, den der Freund auf den Tisch gelegt hatte, und las ihn nochmals durch. „Arme, kleine Maus, kannst du mir denn verzeihen? Wie konnte ich nur einen Augenblick an dir zweifeln? Nein, dieses holde Gesicht kann nicht lügen; Strachwitz hat recht! Wenn ich dich doch nur einmal noch sprechen könnte!“

Mary schrieb ihm in ihrer feinen, etwas flüchtigen Schrift:

„Mein lieber Wolf!

Darf ich Dich noch so nennen? Dies eine Mal gestatte es mir noch und höre meine Rechtfertigung an! — Wie hast Du mir doch weh getan mit Deinen Zeilen! Ich konnte kaum glauben, daß Du es warst, der mir so harte Worte geschrieben. Was hab' ich Dir getan, daß Du mir so begegnest! Du weißt ja doch, wie unsäglich ich Dich liebe. — Beiseite werfen willst Du mich wie ein Spielzeug, an dem man seine Launen befriedigt hat! Ich war Deine Geliebte, Fräulein Ulrich aber wird Deine Frau sein! Ja, ich weiß, daß Du mit ihr verlobt bist, trotzdem Du mir so oft sagtest, Du mögest sie nicht leiden!

Wolf, ich will Dir keine Vorwürfe machen; Du wußtest ja, was Du tatest! Ich habe Dir ja auch immer schon gesagt, daß es mit uns beiden doch nichts werden könnte — ich passe nicht zu Dir, dem glänzenden Offizier. — Du hättest mir aber vorher sagen sollen, daß es ein Ende hat zwischen uns beiden — Du brauchtest mich nicht mit jener brutalen Tatsache zu überraschen und mir noch dazu den Vorwurf der Untreue zu machen, der mir das Herz zerrissen hat! — Gar seltsam, das glaube ich, mußte Dir mein Verweilen auf dem Friedhof erscheinen, weil ich Dir abgeschrieben — jedoch die Verhältnisse nötigten mich zu jener Heimlichkeit, da ich nicht den Mut zur Wahrheit fand. Doch so groß mußte doch Dein Vertrauen sein, mich nicht ungehört zu verurteilen!

So höre, Wolf! Von meiner Familie habe ich mit Dir gesprochen, hatte Dir allerdings verschwiegen, daß ich noch einen Bruder habe, der aber nicht gut geraten, der sogar im Gefängnis gewesen ist! — Vor ein paar Tagen nun bekam ich nach langer Zeit den ersten Brief wieder von ihm, worin er mir mitteilte, daß er mich notwendig besuchen müßte. Was sollte ich tun? Mir ahnte nichts Gutes! In die Wohnung konnte ich nicht mit ihm gehen — mir hätte ja doch keiner geglaubt, daß es mein Bruder ist. So ging ich mit ihm nach dem Friedhof, da wir dort am sichersten waren. Er war sehr niedergeschlagen, bat mich um Geld, das ihm dazu helfen sollte, wieder ein ordentlicher Mensch zu werden — sein Leben als Clown in dem Zirkus k. ekelte ihn an! Was anderes hätte er nicht werden können; trotz seiner Bemühungen hätte ihn keiner nach der langen Haft anstellen wollen.

Er tat mir leid — er ist ja mein Bruder — ich sagte ihm meine Hilfe zu, wenn er mir verspräche, mich nicht wieder aufzusuchen und sich wirklich zu bessern! Am anderen Morgen schickte ich ihm mein Sparsassenbuch, und er reiste sofort wieder ab. Das war alles! — Wie oft hatte ich angefehlt, Dir von Theodor zu sagen, und doch brachte ich es nicht fertig — so schämte ich mich! Auch wollte ich die Stunden unseres Beisammenseins nicht mit so bitteren Erinnerungen trüben; daher unterließ ich es. Das ist meine ganze Schuld! — Ich hoffe, daß Du mir glauben wirst, Wolf! Mache aber keinen Versuch der Annäherung; ich kann Dich nicht mehr sehen! Du bist nicht mehr frei — Du gehörst einer andern! Ich will Dich nicht dazu verleiten, etwas zu tun, was sich mit Deiner Pflicht als Bräutigam nicht verträgt. Für die Stunden des Glückes, die Du mir bereitet hast, danke ich Dir! Sie werden in meinem künftigen einsamen Leben der einzige Lichtblick sein! Jeden Tag, mein Wolf, will ich den lieben Gott bitten, daß Du recht glücklich werden mögest.

Lebe wohl, mein Wolf, und Gott behüte Dich!

Mary."

Dies erschüttert legte Wolf den Brief wieder hin. „Mein armes Märchen.“ Er barg sein Antlitz in den Händen, und schwere heiße Tropfen lösten sich aus seinen Augen. Er mußte weinen — er konnte nicht anders; das Herz war ihm zu schwer — so nahm er Abschied von seinem Glück und seiner Liebe. Sorgfältig verschloß er den Brief und das Bild, nachdem er es noch einmal an seine Lippen gedrückt hatte; dann nahm er die wissenschaftliche Arbeit wieder vor, mit der er sich in seiner freien Zeit beschäftigte. Er wollte schreiben — um die Gedanken abzulenken — um zu vergessen! —

So fand ihn Strachwitz, der nach zwei Stunden wieder vor sprach. Es hatte ihm keine Ruhe gelassen; er mußte sehen, was Wolf trieb. „Das ist recht, Wölschen,“ sagte er, „Arbeit hilft über alles hinweg! Kommen Sie jetzt, wir bummeln ein wenig nach dem Waldschloß, dort lassen Sie uns ein wenig plaudern!“

„Lepteres ja — bei mir! Ersteres nicht,“ versetzte Wolf, „vergessen Sie nicht, daß meine Braut Anspruch auf meine freie Zeit hat! — Sie haben Marys Brief gelesen? — alles — was sagen Sie nun zu dem moralpredigenden Freund?“ fragte er leise. Strachwitz legte ihm die Hand auf die Schulter — „Was ich dazu sage? daß er doch auch ein Mensch ist — und wenn einer ein Mädel gern hat — zum Kuckuck — na — da ist alles zu verzeihen! — Uebrigens scheint der Bruder ein ganz gehöriger Leichtfuß zu sein! Da hat er dem Mädel die sauer verdienten Groschen abgeschwächt und verbringt sie sicher in leichter Gesellschaft! Den Eindruck machte er! — Er sagte mir auch erst, daß er hier gewesen, als er hörte, daß ich von hier wäre! Ich möchte sein schönes Schwesterlein grüßen, die da und da wäre! Ich sollte sie von ihrer Schwerefälligkeit kurieren, immer und ewig Hülfe zu garnieren — wo sie bei ihrer Schönheit ganz andere Chancen haben könnte! Dann brauche sie nicht so kümmerlich ihr Leben zu fristen usw. Ein Valentin ist er nicht! — Ich könnte Ihnen noch mehr von ihm sagen! Schade, daß er so leichtfertig ist — scheint ein begabter Mensch zu sein! — Mir tut die arme kleine leid! Warnen Sie sie doch vor dem sauberen Mosjöh.“ Strachwitz sprach und erzählte von allem möglichen, um den Freund abzulenken von den Gedanken, die er durch jene unbedacht getane Bemerkung heraufbeschworen hatte. Wolf war sehr still; hin und wieder zwang er sich zu einem Nächeln. — Es wurde Zeit, zur Braut zu gehen; es waren verschiedene Gäste zum Abendbrot geladen, und er mußte pünktlich sein. Er sagte dies dem Freunde, vertauschte die bequeme Litwka mit dem Waffenschrock, und beide verließen das Haus.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Anfang des Winterfeldzuges 1814.

Von Brienne bis Etoges. (29. Januar bis 14. Februar.)

Von Dr. Kurt Haack.

Wollte man in Napoleons Kampf und Unterliegen vor 100 Jahren eine Tragödie nach aristokratischen Gebräuchen sehen, so müßte der erste Teil des Winterfeldzuges als das letzte retardierende Moment vor der Katastrophe erscheinen. Das ist eine Situation der höchsten Spannung, der leidenschaftlichsten Erregung voll. Schon hat sich der graunige Ring der tragischen Notwendigkeit um das Schicksal des Helden geschlossen, keine Rettung scheint mehr möglich, kein Ausweg, da rafft er sich noch

einmal mit aller Kraft empor, steht glänzend, groß, gebietend da, ein Wetterleuchten des Sieges umglüht ihn mit der Gloriosa des Lichtes, bis dann der Blitz ihn zerschmettert, ihn in Nacht und Nichts schleudert . . .

Völlig verzweifelt schien Napoleons Lage zu Beginn des neuen Jahres. Der Weltbeherrscher war ganz auf Frankreich zurückgebrängt; sein Reich, sein Heer waren erschöpft; kaum 100 000 Mann noch standen von Holland bis zum Jura im Felde, um dem Einbruch des Feindes zu wehren. Er konnte dem sicheren Untergang allein dadurch entgehen, daß die Verbündeten ihm Zeit ließen, und das taten sie. Nur widerwillig entschloß sich Kaiser Franz Josef von Oesterreich, der seinem Schwiegersohn den Thron erhalten wollte, überhaupt zum Einmarsch in Frankreich, und der Feldzugsplan, den man schließlich durchsetzte, trug ganz das Gepräge jener uralten Strategie der Winkelzüge und Ermattung des Gegners, die im 18. Jahrhundert gegolten und der Fürst Schwarzenberg, der Oberbefehlshaber, noch huldigte. In einer fast komischen Scheu vor dem modernen Dämonen des Krieges und in Ueberschätzung seiner Kräfte wollten die Verbündeten mit ihren 300 000 Mann Napoleon, der kaum über ein Drittel meist junger, ungeübter Truppen verfügte, nicht direkt angreifen, sondern die Hauptarmee begnügte sich damit, durch die Schweiz zu marschieren und nach geringfügigen Gefechten mit dem schwachen Korps Mortiers (bei Bar-sur-Aube am 24. Januar) das berühmte, angeblich unangreifbare Plateau von Langres zu besetzen. Hier glaubten die gelehrten Strategen den „Rubicon“ erreicht zu haben, den man nicht überschreiten dürfe, und erklärten die militärischen Aufgaben für „gelöst“; jetzt habe die Diplomatie das Wort. Blücher erhielt mit der ehemaligen schlesischen Armee die wichtige und schwierige Aufgabe, als „Beobachtungskorps des Oberrheins“ den Feind zu beschärfen und den rechten Flügel der Hauptarmee zu decken. Damit war dem feurigen Marschall Vorwärts trotz der „angelegten Fesseln“, über die Gneisenau lächelte, doch eine gewisse Freiheit der Initiative gegeben, die er nach Kräften ausübte.

Ueberraschend schnell vollzog sich Blüchers Vormarsch jenseits des Rheines; mit einer erstaunlichen Kühnheit durchdrang er den Festungsgürtel Frankreichs, suchte vergeblich Napoleons Marschälle zur Schlacht zu zwingen, und vereinigte sich schließlich mit der Hauptarmee, um diese womöglich zu einem Vormarsch gegen Paris fortzureißen, die einzige strategische Operation, in der er und seine beiden genialen strategischen Berater Gneisenau und Clausewitz das Radikalmittel der Vernichtung des Feindes sahen. Als Napoleon am 25. Januar endlich selbst in Châlons bei seinem Heere eintraf, hatte Blücher die Schwarzenbergische Stellung sogar schon überholt und begann sich vor ihren rechten Flügel zu schieben. Mit aller Macht drängte er vorwärts. „Paris hat den Kopf verloren“, schrieb er an den mächtigen Berater seines Königs, Kneisebeck, der gerade damals in einer Denkschrift den Marsch gegen Paris dringend widerriet: „Lassen wir es nicht zu sich selbst kommen; frisch darauf los!“ Er erwünschte nichts sehnlicher, als daß sich Napoleon gegen ihn wende: „Tut er es, so kann uns nichts Wünschenswerteres begegnen; dann erhalten wir Paris ohne Schwertschlag.“ Im Hauptquartier von Langres aber, wo unterdessen die drei verbündeten Herrscher mit ihrem Gefolge von Kriegstheoretikern und Diplomaten eingetroffen waren, galten der preussische Feldherr und die Seinen für „Exaltierte“ und „erzentrische Weisvorne“. Die feinen Gesinnung der Diplomatie, die neben Metternich besonders der englische Minister Castlereagh immer fester kräftigte, drohten den letzten Soldatenmut zu umgarnen und zu erlösen. Der kluge Schwedenkönig Bernadotte suchte dabei im Trüben und suchte mit des Zaren Hilfe den Thron Napoleons sich zu sichern, während Kaiser Franz für seinen Schwiegersohn und die Engländer für die Bourbonen eintraten und über diesem Gezänk beinahe die ganze Allianz in die Brüche ging. Man verteilte schon des Löwen Fell und sollte doch noch recht kräftig seine Takte fühlen.

Blücher, der sich ungeduldig wie eine Vorhut vor die Front des Hauptheeres geschoben hatte, trat der erste Frankenschlag. Bei Brienne griff ihn der Kaiser am 29. Januar an, und zum erstenmal stand der grimmigste Feind des Korsen dem Gegner, der 10 000 Mann stärker war, persönlich gegenüber. Das Glück des kurzen Wintertages schien den Preußen günstig; aber in der Dunkelheit machte Napoleon einen neuen überraschenden Angriff, worauf sich Blücher nach Mitternacht schweren Herzens zum Abzug entschließen mußte und auf den Höhen von Trannes eine sichere Stellung einnahm. Der Kaiser folgte am 30. Januar bis La Rothière und sah sich im dichten Nebel plötzlich dem Feinde gegenüber, aber keinem geschlagenen, sondern einem schlachtbereit aufgestellten. Unschlüssig blieb er am 31. stehen; er brauchte unbedingt einen Sieg, um seine höchst bedenkliche Lage zu bessern, und doch erkannte er die ungeheure Ueberlegenheit des Feindes. Nicht nur Blücher, sondern Schwarzenberg mit seinem ganzen Heer stand ihm gegenüber, und am Abend des 31. Januar waren mehr als 125 000 Mann zum konzentrischen Angriff um die 40 000 Mann starke eigentümliche Halbenstellung der Franzosen verammelt.

Ein einziges festes Bupacken, ein Schließen des Rings, und Napoleons Heer war vernichtet, der Krieg zu Ende. Wenn Schwarzen-

berg diese Gelegenheit tatenlos und ungenützt vorübergehen ließ, so gehordte er dabei der Politik seines Kaisers, der Napoleon retten wollte. Das Einzige, was er auf das bestige Drängen Blüchers hin zuließ, war, daß er dem preussischen General „nach eigener Disposition“ den Angriff gestattete und ihn zwei seiner Korps zur Verfügung stellte. Auf diese Weise konnte ein endgültiger, ein tödlicher Schlag gegen den Feind nicht geführt werden. Der Feldmarschall eröfnete am 1. Februar mit 46 000 Mann die Schlacht bei La Rothière im dichten Schneegestöber mit einem Frontalangriff. In hartnäckigem Ringen um mehrere Dörfer auf ungemein schwierigem Gelände, bei einem Unwetter, das grade noch die Hand vor Augen erkennen ließ, verzehrten sich die Kräfte ohne Erfolg im juchzenden Nahkampf, und erst die Panzer unter Prede brachten am Nachmittag die siegreiche Entscheidung dieses blutigen Wintertages. Die Franzosen zogen sich in stuchhäftiger Verwirrung auf Brienne zurück. Blücher aber konnte seinen Sieg, diesen heiß ersehnten Triumph über den Korsen, nicht ausnutzen; in ohnmächtigem Grimme mußte er den Rückzug dulden, den er mit geringen frischen Kräften, mit einem Zuzug von der Hauptarmee in wilde Panik hätte verwandeln können. Mit dem letzten Schuß des Tages war seine Rolle als Schlachtenlenker ausgespielt, und Schwarzenberg, der Zauderer und Tatlose, gebot wieder unumschränkt.

Der Gewinn dieses ersten Sieges über Napoleon auf „Frankreichs heiliger Erde“ lag so weniger auf militärischem als auf moralischem Gebiet. Dem geschlagenen Kaiser begegneten nun die eigenen Untertanen mit eisiger Kälte und Haß. Blücher aber hielt nun Napoleon für vernichtet: „Der große Schlag ist geschehen“, jubelte er; „gestern habe ich den Kaiser Napoleon aufs Haupt geschlagen. Wir dürfen einem baldigen Frieden entgegensehen, denn er kann uns nicht mehr die Stirn bieten.“ In diesem Freudenrausch, der ihn den Sieg stark überschätzen ließ, war er glücklich, daß in dem Kriegsrat am 2. Februar die schon oft erwogene Trennung der beiden Armeen endgültig beschlossen wurde. Wespenschwärme, die ja tatsächlich in dem ausgefogenen Land bei der furchtbaren Witterung bestanden, boten den Vorwand. In Wirklichkeit wollte Schwarzenberg den lästigen Dränger und Hüftstörer los werden; Blücher aber begann nun energisch den Vormarsch auf Paris. In völlige Sicherheit gewiegt, marschierten die einzelnen Korps der etwa 50 000 Mann starken Armee, von einander getrennt, ohne rechte Verbindung und schlecht mit Nachrichten versehen; vor den Toren der Hauptstadt Frankreichs erwartete man den ersten großen Widerstand. Da fuhr mitten unter diese zerstreuten Truppen wie ein Blitz aus heiterm Himmel — Napoleon. Nach dem Schlage von La Rothière hatte der Kaiser selbst einen Augenblick an seinem Stern gezwiebelt. Damals gab er seinem Abgesandten Caulaincourt, der ihn bei dem am 3. Februar eröfneten Kongress von Châtillon vertrat, die Vollmacht, Frieden um jeden Preis zu schließen. Aber als sich der Gelände am 9. Februar die definitive Unterschrift dafür holen wollte, fand er den Kaiser ganz anderen Sinnes, fieberhaft gespannt, über Karten gebeugt. Sein Genie hatte ihm noch einmal einen Ausweg gezeigt, und es sollte sich so glänzend bewähren wie nur in den höchsten Ruhmestagen seiner Jugend. „Jetzt nichts von Frieden!“ rief er schroff hervor; „jetzt handelt's sich um ganz andere Dinge. Ich bin soeben dabei, Blücher zu schlagen.“ Dem Worte folgte die Tat auf dem Fuße.

Napoleon hatte zunächst mit seiner geschwächten Armee nicht an einen Angriff auf das schlechte Meer denken können; er wollte nur Paris sichern und sich zu diesem Zweck mit MacDonald vereinigen. Da erkannte sein scharfes Feldherrnauge die durch die Zerplitterung des Feindes so günstige Lage, und mit unerreichter Schnelle, Klarheit und Energie mußte er allen Nutzen daraus zu ziehen. In meisterhaften Eilmärschen warf er sich nacheinander auf die einzelnen Korps, vernichtete zuerst am 10. Februar bei Champanbert das kleine russische Korps Oskwiens, besiegte dann am 11. bei Montmirail Sacken und schlug am 12. den zu Hilfe kommenden York bei Château Thierry. Blücher, der das Furchtbare nun ahnte und ungeduldig auf einen Angriff wartete, trat am 13. Februar von Beaumont an den Marsch nach Etoges an, um Sacken und York zu entsetzen. Es kam auf diesem weiten Weg zu ungeheurer blutigen Kämpfen mit Napoleons Gardes, die die Preußen immer mehr zurückdrängten. Aber vor dem Schicksal des völligen Außerlebenbewahnte die Truppen ihre eiserne Disziplin und Tapferkeit, die selbst der mit Lob farge englische Begleiter Blüchers Hudson Lowe mit höchster Bewunderung anerkannte. Doch hatte die schlechte Armee gegen 15 000 Mann verloren, befand sich in einem Zustand tiefer Erschöpfung und war von Paris wieder so weit entfernt wie nach La Rothière. Die Schuld an dieser gewaltigen Niederlage ist nur zum kleineren Teil in Blüchers Ueberschätzung seines Sieges, in dem falschen Gefühl der Sicherheit zu suchen, das durch Schwarzenbergs Schlassheit noch verstärkt worden war; eher schon in dem Mangel an Ausklärung und sodann in einer Kette unglücklicher Umstände, die die an und für sich berechtigten Handlungen der Unterführer in Mißgriffe verkehrten. Vor allem aber darf man den Grund in der unwiderstehlichen, auch die größten Hindernisse überwindenden Macht des Genies erblicken, durch die Napoleon noch einmal ein viel bewundertes und stets bewunde-

zungswürdiges Kunst- und Meisterwerk der Strategie vollbracht. Strahlend erhob sich wieder das Gestirn des Kaiserreiches; neue Truppen und neue Hilfstruppen flossen ihm zu. Das Volk erhob sich für ihn; der Sieg schien wieder an seine Fahnen gefesselt, und bald sollte er auch noch weitere Erfolge gegen die Hauptarmee erringen.

### Vom Luftschiff bombardiert.

Einen interessanten Einblick in die moralischen Wirkungen eines Luftschiffangriffes auf ein feindliches Lager gewährt eine Erinnerung aus dem Tripolis-Kriege, die der bekannte englische Kriegsreporter Seymour Wright im Strand Magazine veröffentlicht. Der Engländer befand sich in der Wüste im türkisch-arabischen Lager bei Beni Beni Wadm; es war ein glühend heißer Tag, und eine schwüle Mädigkeit lastete über den Weiten. Fern am Horizonte, hinter Min Zara sah man die Linien der italienischen Truppen sich dunkel von dem goldenen Sande abheben. Die Türken und Araber waren bisher in den Kämpfen erfolgreich gewesen, aber heute lag der Schatten einer dumpfen Sorge unausgesprochen über allen Gemütern. Wie entstehen im Kriege Gerüchte, woher kommen sie? Einer raunte es dem anderen zu, ohne daß einer zu sagen gewußt hätte, woher die Kunde kam: der Feind will uns mit Luftschiffen angreifen.

Immer wieder ging der Blick hinüber in die Richtung von Tripolis, die ungewisse Erwartung dämpfte das Gepolde, und dann plötzlich sah man es: dort unten, am Horizonte, in dem lichten Blau der Atmosphäre tauchte über der Stadt Tripolis ein dunkler Fleck auf, über dem es wie ein mattes silbernes Schimmern lag. Es sah aus, wie ein emporsteigender Mond, aber nicht lange währte diese freundliche Augentäuschung: ein paar Sekunden später machte das Ding eine Wendung, und man erkannte das langgestreckte Profil eines Lenkbalkens. Eine Weile schien das Fahrzeug wie bewegungslos in der Luft zu liegen, dann glitt schnell ein zweites empor, und nun sah man die beiden Luftkruzer in sicheren und ruhigen Windungen zu größeren Höhen sich empor-schrauben. Wie wirkte nun dieses Zeichen eines unerwarteten und unabwendbaren Angriffes auf die Truppen, die ohne ein Mittel der Verteidigung die beiden unerreichbaren Feinde ruhig durch die Wüste heranziehen sahen? In den beiden Lagern war natürlich alles sofort auf den Beinen, niemand blieb im Zelte, und alles beobachtete die majestätisch heranziehenden italienischen Luftkruzer. Die Araber, die von der Gefahr nichts ahnten und nur das ungewohnte Phänomen bestaunten, eilten hin und her, tauschten fröhliche Aufe, erschienen fast als Kinder, die für ihre Reuzier eine dankbare Beute gefunden haben. Ganz anders aber war die psychologische Wirkung auf jene, die wußten, welche Gefahr diese Angreifer in den Lüften mit sich brachten, die Wirkung bei den Türken.

Der Engländer berichtet, wie sich seiner ein unwiderstehliches Gefühl der Beklemmung bemächtigte, und nicht anders erging es den türkischen Truppen: hier hörte man keine Aufe, alles blickte nur stumm mit weiten Augen zu den beiden Luftschiffen empor, die immer höher am Horizonte emporstiegen und dann, wie nach einem plötzlichen Entschlusse, in ruhiger, grader Linie unaufhaltam dem Lager näherstrebten. „Wir fanden da wie Menschen, die durch einen grauen Zauber zu Stein verwandelt sind, deutlich vernahmten unsere Ohren das schrille Surren der Motore. Die ungewisse bange Spannung wurde fast unerträglich, als die Luftschiffe ganz langsam, ihrem Schatten folgend, über uns hnzogen, es war uns, als fühlten wir die Last dieser Tiefenfahrzeuge auf unseren Gehirnen, dieser Augenblick war wirklich grauenhaft. Ich blickte empor und irgendwie wirkten die Rundungen der Hüllen in dieser Sekunde auf mich wie etwas Graufames, wie ein Hohn auf unsere Hilflosigkeit. Jetzt mußte es kommen. Ich atmete tief, wie ein Taucher, bevor er in die Fluten hinabgleitet, ich sah neben mir Soldaten, und in ihren starren, weit aufgerissenen Augen las ich, daß sie dasselbe empfanden wie ich.

Da, plötzlich, ertönte ein seltsames vibrierendes Geräusch, ein furrendes Summen zischte durch die Stille, wurde lauter, wuchs und wuchs, und einen Augenblick später erschütterte, kaum 60 Meter von uns, eine heftige Explosion den Erdboden.“ Mit der Sekunde der Explosion aber vollzieht sich etwas Merkwürdiges: die Spannung ist gebrochen, endlich hat das Schicksal sein Antlitz enthüllt, und die Wirkung war nun nicht etwa eine Panik, sondern ringum ein Aufatmen tiefer Erleichterung. Der Zauber war gebrochen, wie Schulkinder liefen wir alle blindlings auf die Stelle der Explosion zu, um die Wirkung zu betrachten.“ Bei der benachbarten Infanterie waren durch einen zweiten Bombenwurf 8 Soldaten auf der Stelle getötet und 30 zum Teil lebensgefährlich verwundet worden, aber der plötzlich aufkommende starke Wind veranlaßte die Führer der Luftkruzer, das Bombardement nicht fortzusetzen, sie steuerten zur Stadt zurück, und so blieb das Lager vor der Vernichtung bewahrt.

### Die Rache eines anamitischen Königs.

Die entsetzliche Rache eines Königs aus Hinterindien, die an grausiger Furchtbarkeit wohl nirgends ihresgleichen finden dürfte, erzählt ein Hauptmann der französischen Kolonialtruppen Paul Gauthier in einem Aufsatze des Wide World Magazine. Gauthier befand sich mit einer Truppe im dichtesten Dschungel von Annam am Nam-Uban-Fluß in Indo-China. Eines Nachts erwachte er von einem entsetzlichen Gebrüll der Tiger, die zahlreich in den Wäldern hausten. Er glaubte schon, das Lager sei von den Untieren überfallen; aber als er aufbrang sah er alles ruhig in dem weiten Feuerkreis, den die Soldaten vorzüglich um sich geschlossen. Das Rutgebrüll der Tiger wuchs jedoch immer stärker an, und nun drangen auch gellende Notschreie von Menschen durch die unheimliche Nacht. In schrecklicher Todesnot schrien und heulten da Unglückliche in markerschütternder Weise, bis schließlich all die Schreie und all das Brüllen erstarb.

Am andern Morgen machte sich der Hauptmann auf den Weg nach der Stelle, von der diese Laute des Grauens gekommen waren, und nun bot sich ihm ein Anblick dar, wie er ihn so schenktlich noch nie gesehen. „Der Boden von Blut gerötet, war weich und naß, obwohl es seit zwei Monaten nicht geregnet hatte. Große Lachen von Blut hatten sich gesammelt, und darin lagen menschliche Ueberreste, fleischlose Köpfe, zerlegte Arme und Beine. Lumpen von Kleidern hingen noch um diese gepensischen Stücke, die die gesättigten Bestien zurückgelassen hatten. Raben und Geier hielten ihre Nachernte an dem Nas. Meine Aufmerksamkeit wurde sofort von der merkwürdigen Stellung der einzelnen Körper gefesselt, die völlig zerfleischt noch an den Baumstämmen lebten, und bald entdeckten wir, daß die Unglücklichen angebunden gewesen waren, und fanden noch mehr Blutgeränke Stride.“ Tief erschüttert gruben die französischen Soldaten den Opfern dieser geheimnisvollen Tragödie das Grab; doch als sie die traurigen Reste zur letzten Ruhe bestatten wollten, fanden sie auch einen durch Brankenschläge der Tiere wenig verletzten Körper, dem nur beide Hände fehlten; sie mußten ihm mit einem scharfen Instrument abgeschlagen sein. Schon lag der Leib auf dem großen Knochenhaufen; da rief einer: „Der Mann lebt und atmet!“ Und wirklich kam der Unglückliche wieder zur Besinnung, um nun als einziger Ueberlebender das Rätsel dieses graufigen Vorganges zu enthüllen, in einer Erzählung, die den Zuhörern Mark und Bein erstarren ließ. „Ihr habt gewiß gehört,“ so berichtete er, „von dem Kriege, der zwischen Prinz Ong Leo und Prinz Quanh Teu wütete nach dem Tode ihres Vaters, des Königs von Kong Det. Der Herrscher hatte seinen zweiten Sohn Quanh Teu zu seinem Nachfolger eingesetzt, überredet durch die Mutter des jüngeren Prinzen, die den alten König dann vergiftete, um ihren Sohn auf dem Thron zu sehen. Ong Leo aber erkannte des Bruders Herrschaft nicht an, und so kam es zu einem Kriege, in dem der Ältere schließlich unterlag und mit seinen Helfern gefangen genommen wurde. Quanh Teu nahm nun eine grausame Rache. Der Prinz wurde gemartert, und als dann sein Körper nur noch eine einzige Wunde war, gepöblt, worauf man den zerfleischten Leib den hungrigen Hunden vorwarf. Uns aber, seinen treuesten Anhängern, war ein fast noch furchtbarer Schicksal zugefallen. Eine starke Mannschaft führte uns nach dem Wald von Dang-Hoa, der wegen der Zahl und Wildheit seiner Tiger besonders gefürchtet ist. Hier band man uns an Bäumen fest und schlug uns die Hände ab, um jede Flucht unmöglich zu machen. Es war Mittag, als man uns so zurückließ. Wir litten Todesqualen durch unsere blutigen Armstümpfe, und wimmerten nur in den ersten Stunden, dann hörte man lautes Stöhnen, Verzweiflungsschreie und hier und da ein Todesstöhnen. Als die Nacht hereinbrach, hatten die Tiger uns schon gewittert, und ihr Gebrüll antwortete nun unserem Geschrei. Sie schienen unsere Aufe zu fürchten, denn sie fürzten nicht gleich auf uns. Ich vergaß sogar die Schmerzen meiner Wunden in der entsetzlichen Angst vor den Klauen der Bestien, die ich schon in mein Fleisch eingegraben fühlte. Einige wurden wahnsinnig vor Furcht und ahmten das Gebrüll der Tiger nach; sie heulten so schrecklich wie die Untiere, die dadurch beunruhigt für einige Zeit schwiegen. Aber es war nur ein kurzer Aufschub. Nachdem der erste den Sprung gegen den nächsten Mann gewagt hatte, begannen alle das Blutbad und fielen über uns her. Ich bekam einen furchtbaren Schlag mit der Franke und verlor dann die Besinnung. Von diesem Augenblick an erinnere ich mich an nichts mehr.“

Der Unglückliche, der allein der Rache des Königs Quanh Teu entgangen war, starb fünf Tage darnach an seinen Wunden.

### Verstärkelt.

Man suche ein Sprichwort, dessen einzelne Silben in folgenden Wörtern versteckt sind, wie die Silbe „an“ in „Wanderer“.

Weingarbe — Lohbeitel — Valsam — Eitelkeit —  
Kriegslist — Dienstag — Feugabel — Sammetweste  
— Solothurn — Gutsverwalter — Riesengebirge.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:  
Wesel, Wiesel.